

Berlinale: Mit »Ich war zuhause, aber« legt Angela Schanelec den langweiligsten Film des Wettbewerbs vor

## Glotzt nicht so betroffen!

Von Frank Schirrmeyer

In der Eröffnungsszene jagt ein Hund einen Hasen über freies Feld. Schnitt. Wir sehen, wie der Hund den Hasen verzehrt. Das ist auf jeden Fall schon mal so was von metaphorisch, dass man gespannt sein darf. Allerdings befindet man sich hier einem Film der sogenannten Berliner Schule, als deren wirkmächtigste Vertreterin die Filmregisseurin und Schauspielerin Angela Schanelec gilt. Also passiert im weiteren Verlauf – nichts. Als »Berliner Schule« bezeichneten Filmkundler gemeinhin eine lose Gruppe von Filmemachern, die in den 90er Jahren an der Deutschen Film- und Fernsehakademie Berlin (DFFB) zusammenfand und als deren Markenzeichen ein ausgeprägter Stilwille und eine eigenartige Ästhetik der weitgehenden Reduktion der filmischen Mittel gilt. Die meisten der dieser Schule zugehörigen Regisseure stammten aus der gutbürgerlichen (westdeutschen) Mittelschicht, und die depressive Grundstimmung vieler ihrer Filme sollte wohl, so meinten Kritiker, die wachsenden Abstiegssängste dieser Klasse widerspiegeln. Gesellschaftliche Alternativen boten sie allerdings nicht an. Für Filmwissenschaftler waren und sind Filme dieser Art beliebte Studienobjekte, beim Publikum fielen sie meist durch, mit Ausnahme vielleicht von Christian Petzolds Werken (»Barbara«, »Yella«).

Angela Schanelec wurde einem größeren Publikum mit dem Film »Mein langsames Leben« (2001) bekannt, dessen Titel programmatisch für ihre bevorzugte Filmsprache war und ist. Ihr aktueller Film ist erneut eine Feier der Langsamkeit. Das muss nicht schlecht und kann ungemein faszinierend sein, wie man an den Filmen Béla Tarrs sieht, dessen sieben-einhalbstündiges Werk »Sátántangó« (1994) in einer restaurierten Fassung am Samstag im Forum der Berlinale läuft. Während es Tarr jedoch vermochte, in zehnminütigen und dennoch intensiven Einstellungen kunstvoll von Verlorenen in einer verlorenen Welt zu erzählen, verbreitet »Ich war zuhause, aber« nur quälende Langweile. Den tableauhaften Szenen scheint jegliches Leben entzogen, jedes Bild ist endlos mit Bedeutung aufgeladen, die sich dem Betrachter jedoch kaum erschließt. Die Sekunden dehnen sich zu Minuten, und nach einer halben Stunde weiß man immer noch nicht, worum es eigentlich geht. Nach Ende des Films ist der Rezensent allerdings auch nicht schlauer, weshalb er, dies sei



+Breaking News+++ Breaking News++: Franz Rogowski trägt seit Neuestem Vollbart.

Foto: Nachmittagsfilm

ihm ausnahmsweise gestattet, aus dem Programmheft zitiert: »Astrids 13-jähriger Sohn kehrt wortlos zurück, nachdem er für eine Woche verschwunden war ... Nur allmählich kommt der Alltag wieder in Gang ... Die Fragen, mit denen sich Astrid konfrontiert sieht, lassen sie anders auf ihr bürgerliches Leben und ihren Beruf im Berliner Kulturbetrieb blicken ... Das Familiengefüge zerfällt, um sich neu zu bilden ... Diese Szenen werden eingerahmt von den Proben einer Schulklasse zu Shakespeares »Hamlet«, dem Kauf eines kapputten Fahrrads und weiteren, losen Handlungssträngen, die wechselseitig Wiederhall finden.«

Dieser Auszug aus der offiziellen Filmbeschreibung mit seinen Schlüsselwörtern »wortlos«, »allmählich«, »losen Handlungssträngen« deutet es bereits an: Statt einer in sich konsistenten filmischen Erzählung sehen wir eine willkürliche Aneinanderrei-



hung von Plansequenzen – eine Geschichte will daraus nicht entstehen. Es scheint um Verzweigung und persönliches Glück zu gehen, Gefühle wohl auch, aber die gespenstische Unwirklichkeit der Szenerie hinterlässt nurmehr Ratlosigkeit. Die Schauspieler stehen wie Marionetten steif inmitten einer statischen Versuchsordnung und deklamieren mit unbewegten Mienen ihren Text. Mit starrer Mimik schauen sie in eine imaginäre Ferne, während sie bedeutungsschwangere Sätze aufsagen, sodass man sie schütteln und ihnen zurufen möchte: Lebt doch mal! Die Zeichen und Verweise, die die Regisseurin setzt, erschließen sich nur Eingeweihten, und diese Abgehobenheit, die den Zuschauer alleinlässt bzw. ignoriert, ist ein veritables Ärgernis.

Während der Zuschauer, mehr und mehr genervt vom Betroffenheitsgetue auf der Leinwand, das Ende der

Vorführung herbeisehnt, muss er sich noch einen langen Monolog von Astrid (Maren Eggert) anhören. In diesem geht es um das Theater und die Kunst an sich. Kunst entstünde daraus, so Astrid als eine Art Alter Ego der Regisseurin, die auch das Drehbuch schrieb, dass zwei Dinge aufeinanderträfen und sich dabei in etwas Neues, Größeres verwandelten. Gut gesagt, doch leider kann in diesem Film, dessen Dialoge leblos sind, nichts aufeinandertreffen, weswegen sich auch nichts verwandelt. Das Interessanteste an dem zweiten deutschen Beitrag im diesjährigen Wettbewerb ist die Tatsache, dass Franz Rogowski, der in einer Nebenrolle zwei oder drei Sätze aufsagen darf, jetzt Vollbart trägt.

»Ich war zuhause, aber«, Deutschland 2019. Regie: Angela Schanelec; Darsteller: Maren Eggert, Jakob Lassalle, Clara Möller, Franz Rogowski. 105 Min.

»Ein Kind zu erziehen, ist leicht. Schwer ist nur, das Ergebnis zu lieben.«

Werner Schneyder

## Neues Geschichtsforum Die SPD will differenzieren

Nicht nur über ein neues Sozialstaatskonzept hat der Parteivorstand der SPD auf seiner jüngsten Klausurtagung beraten. Er fasste zudem einen geschichtspolitischen Beschluss, in dem betont wird: »Mit ihrer langen in die Entwicklung der Arbeiterbewegung eingebetteten Geschichte unterscheidet sich die SPD in ganz besonderer Weise von allen anderen politischen Parteien in Deutschland. Gerade die Erinnerung an die Novemberrevolution von 1918 und die daraus hervorgehende Gründung der ersten Demokratie, z. B. mit der Einführung des Frauenwahlrechts, unterstreichen, dass die Sozialdemokratie wie keine andere politische Kraft die deutsche Demokratiegeschichte geprägt hat.«

Deshalb betrachte es der Vorstand auch weiterhin als seine Aufgabe, historisches Bewusstsein in der Partei zu verankern: »Aus diesem Grund wollen wir mit der Einrichtung eines Geschichtsforums eine neue erinnerungspolitische Struktur schaffen, in der es nicht nur um den fachlichen Austausch mit Historiker\*innen gehen soll, sondern auch um die Frage, wie wir das so dringend notwendige Geschichtsbewusstsein in den Zeiten einer permanenten politischen Erregung, die immer mehr von kurzsichtigen und geschichtsvergessenen Emotionalisierungen getrieben wird als von einer differenzierten Auseinandersetzung auf der Grundlage von Argumenten, wieder stärker verankern können.« Das Geschichtsforum soll wie die im Juni 2018 aufgelöste Historische Kommission beim SPD-Parteivorstand angegliedert werden, allerdings »nicht ein reines Expertengremium« wie diese sein, sondern »vielmehr einen neuen »interdisziplinären« Diskussionsrahmen schaffen, in dem sich Expertise und »praktische Politik« gegenseitig befruchten.«

Der SPD-Vorstand würdigt abschließend explizit die Verdienste der früheren Historischen Kommission. *nd, Kommentar Seite 10*

Berlinale-Panorama: Der Indie-Film »Mid90s« ist eine Hommage an die 90er Jahre

## Besser als jeder Eltern-Ratgeber

Von Gabriele Summen

Vor einigen Jahren begeisterte auf der Berlinale ein als Dokumentarfilm vermarkter Film über Skateboardfahrer das Publikum. Leider stellte sich »This ain't California« – über die Skateboard-Szene in der DDR – im Nachhinein als Fake-Doku bzw. als »fiktionaler Dokumentarfilm« heraus. Mit »Mid90s« wird nun in diesem Jahr ein Film in der Panorama-Sektion gezeigt, in dem es nur vordergründig um das Skateboardfahren geht, denn das mitreißende Regiedebüt des mehrfach oscarominierten Schauspielers Jonah Hill ist viel mehr als nur das.

Dem im 16-mm-Format gedrehten Indie-Film, zu dem Hill auch das Drehbuch schrieb, gelingt es nicht nur, das Lebensgefühl der Jugend in den 90ern einzufangen, sondern er funktioniert auch als zeitloses Por-

trät der schwierigen Teenagerzeit von Jungs. Stevie (herzerreißend gespielt von Sunny Suljic) ist 13 Jahre alt und wohnt mit seinem älteren Bruder Ian und seiner alleinerziehenden Mutter Dabney in Los Angeles. Ständig wird

*Marihuana, Alkohol, riskante Autofahrten, Petting und dämliches Männlichkeitsgebaren.*

er von seinem älteren Bruder vermöbelt, dennoch bewundert er ihn, schleicht sich heimlich in dessen Zimmer, setzt sich seine coole Basecap auf, befühlt seine Air Jordans und schreibt sich jeden Titel aus dessen CD-Regal ab. Das 90er-Jahre-Set- und -Kostümdesign des Films – bis hin zu den von den Nine-Inch-Nails-

Musikern Trent Reznor und Atticus Ross zusammengestellten Indie-Rock- und Hip-Hop-Tracks des Soundtracks – ist fantastisch, ohne sich wichtigtuerisch in den Vordergrund zu drängen. Eines Tages fasst sich Stevie, der sich nach Zusammenhalt, Abenteuer und Initiation sehnt, ein Herz und versucht, bei der verheißungsvollen Skateboard-Clique zu landen, die sich regelmäßig in einem Skateshop trifft.

Tatsächlich gelingt es ihm, von dem coolen Anführer Ray, dem dauerbekifften Fuckshit, dem Filmemacher Fourth Grade und dem verzweifelt um Coolness bemühten, in der Hackordnung ganz unten stehenden Ruben unter die Fittiche genommen zu werden. Alle Charaktere werden von schauspielunerfahrenen Skatern verkörpert, die ihre Seele in ihre jeweilige Rolle legen und von Hill sichtbar genug Raum zum Improvisieren bekommen ha-

ben, sodass sie entscheidend zum authentischen Flair des Films beitragen. Die Filme von Richard Linklater (»Boyhood«) scheinen hier Parteigestanden zu haben.

Wie ein Verrückter übt Stevie nun auf der Auffahrt vor seinem Haus das Skateboardfahren. Was es ihm an Können mangelt, beginnt er schon bald mit seinem halbschwererischen Wagemut wettzumachen.

Herausgekommen ist ein klichscheefreier Film: Teenage-Angst, Marihuana, Alkohol, riskante Autofahrten, dämliches Männlichkeitsgebaren, erste Petting-Erfahrungen und der Rausch, endlich irgendwo dazuzugehören. Besser als jede »Bravo«, jede Fake-Doku und jeder Eltern-Ratgeber. Go for it.

»Mid90s«, USA 2018. Regie/Drehbuch: Jonah Hill; Darsteller: Sunny Suljic, Lucas Hedges, Katherine Waterston. 85 Min.

ANZEIGE



SOZIALISTISCHE TAGESZEITUNG

nd.Literatur Mo 18.02. | 18:00

»Du bist mein zweites Ich«

Im nd.Literatursalon zu Gast bei **Irmtraud Gutschke:**

Strittmatter-Sohn **Erwin Berner**, gibt aus Anlass des 25. Todestages von Erwin Strittmatter den Briefwechsel seiner Eltern heraus.

Die unveröffentlichten Briefe einer außergewöhnlichen Liebe.

**Münzenbergsaal**  
Franz-Mehring-Platz 1  
10243 Berlin

